



Aus Freude am Lesen

Elsie liebt schöne Gärten und ihre kleine Wohnung. Sie arbeitet als Putzfrau, besucht einmal im Monat ihre Mutter und ist gern allein. Denn Elsie ist so hässlich, dass sie immer und überall auffällt. Als sie wieder einmal mit dem Bus zu ihrer Mutter unterwegs ist, setzt sich ein Mann neben sie, der ihre Neugier weckt, da seine Haut so fahl ist, als hätte er lange ohne Sonne und frische Luft gelebt. Der Mann fühlt sich von ihren Blicken belästigt, und um sie loszuwerden, sagt er ihr, er habe einen anderen Mann umgebracht und dafür fünfzehn Jahre im Gefängnis gesessen und hätte jetzt gern seine Ruhe.

Aus dieser zufälligen Begegnung entwickelt sich eine ungewöhnliche Freundschaft zwischen zwei Einzelgängern, die bisher nicht besonders gute Erfahrungen mit anderen Menschen gemacht haben. Und als Stan untertauchen muss, weil ihn seine kriminelle Vergangenheit einholt, hilft Elsie ihm. Eine Zeitlang leben sie fast wie ein glückliches Paar in einem Cottage am Meer – bis die Wirklichkeit in ihre kleine Welt einbricht und ihre Freundschaft auf eine unerwartete Probe stellt.

CHARLES CHADWICK, geboren 1932, hat bis 1992 als Mitarbeiter des British Council in verschiedenen afrikanischen Staaten, in Brasilien, Kanada und Polen gelebt. Mit 72 Jahren veröffentlichte er seinen ersten Roman, »Ein unauffälliger Mann«, an dem er knapp 30 Jahre lang schrieb und der großes Aufsehen erregte. Charles Chadwick lebt in London.

CHARLES CHADWICK BEI BTB:
Ein unauffälliger Mann. Roman (73912)

Charles Chadwick

Eine zufällige
Begegnung

Roman

*Aus dem Englischen von
Klaus Berr*

btb

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»A Chance Acquaintance« bei Short Books, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Pocket* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2011
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2009 Charles Chadwick
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009
Luchterhand Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH
Umschlaggestaltung: semper smile München
Umschlagmotiv: © Geoffrey Clifford / Getty Images
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
CP · Herstellung: SK
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74142-7

www.btb-verlag.de

Für Caroline

I

Dorothy saß am Schreibtisch ihres Vaters. Henry hatte ihn ihr überlassen – mit einem von ihm festgesetzten Wert – und ihrem Anteil am Nachlass ihres Vaters hinzugeschlagen. Das war typisch Henry. Mindestens zweitausend Pfund wert, hatte er gesagt. O nein, so viel war er nicht wert. Und jetzt hatte er ihr einen aufgeblasenen Brief über den Verkauf des Cottage geschrieben. Sie schaute hinüber zum Spiegel über dem Kaminsims und lächelte, um für Elsie zu üben, die bald hier sein würde. Richtig war dieses Lächeln nie – freundlich, sogar einladend, aber wie viel Liebe lag darin? Der Spiegel hing zu hoch für Elsie, sie konnte sich nicht sehen. Das Lächeln verwandelte sich in eine Maske der Bitterkeit. Die Frisur, die sie sich heute Vormittag hatte machen lassen, war ein lächerlich wackeliger, silbriger Helm. Eine der Frauen beim Bridge-Vormittag – Gladys, nicht? – hatte ihr einmal gesagt, sie habe einen strengen Gesichtsausdruck. Es wäre ihr lieber, wenn sie nach all den Jahren ein anderes, dauerhafteres Lächeln für Elsie hätte.

Sie würde ihr wieder einen Scheck geben, als kleine Unterstützung für ihre Ausflüge in öffentliche Gärten. Sie wäre

gern sicher, dass sie nicht nur deshalb kam. Vielleicht tat sie es aus Pflichtgefühl. Sie konnte nicht einmal vermuten, wie viel Liebe dabei war, denn ihrem Gesicht konnte man es nicht ansehen. Und auf ihrem eigenen, was war da zu sehen? Angst. Scham. Sie hatte immer versucht, zu Elsie zu stehen, als sie noch ein kleines Mädchen war. Wie oft hatte sie ihr gesagt, dass Aussehen nichts bedeute, wichtig sei nur, wie die Menschen darunter sind. Elsie hatte aufgehört zu weinen, als sie ungefähr acht war, sie hatte sich inzwischen an sich gewöhnt.

Sie war nicht mehr so besorgt wie früher. Elsie hatte ihre Putzarbeit und ihre Gartenbesuche und ihre gemütliche kleine Wohnung. Sie hatte die Stoffe ausgesucht und die Vorhänge für sie genäht, wie Mütter es tun sollten. Natürlich gab es auch einen Fernseher. Sie hatte ihr Fahrstunden bezahlt, und jetzt war sie eigentlich bereit für die Prüfung. Den schriftlichen Teil hatte sie schon bestanden, aber den praktischen schob sie immer wieder hinaus. Vielleicht war sie nervös wegen der Wirkung ihres Anblicks auf andere Leute und der Gefahr eines Unfalls. Es wäre anders, wenn kein Fahrlehrer neben ihr säße. Mehr gab es in ihrem Leben nicht. Keine Liebe, keine Aufregung. Es gab nichts, weswegen man sich Sorgen machen müsste. Jetzt würde Elsie nichts mehr passieren, da sie, Tag für Tag, nur sie selber sein musste.

Sie konnte die Frage nicht vergessen, die Gladys ihr beim Kartengeben gestellt hatte, nachdem es ihr nicht gelungen

war, für Mavis mit dem seligen Arthur in Verbindung zu treten. Arthur war der langweiligste Mann gewesen, den sie je gekannt hatte. Gladys erreichte ihn dreimal, und jedes Mal wollte er Mavis nur sagen, sie solle nicht vergessen, die Geranien zu gießen. Genau so ein Langweiler war Arthur gewesen. Mavis musste zum x-ten Mal erzählen, dass Arthur der Vergessliche gewesen war und sie in ihrem ganzen Leben noch kein einziges Mal vergessen hatte, eine Blume zu gießen.

Sie ging in die Küche, um ein Teetablett herzurichten. Sie wollte, dass Elsie sich hier immer zu Hause fühlte. Die Frage, die Gladys gestellt hatte, lautete, ob sie Elsie während der Schwangerschaft hätte töten lassen, wenn sie gewusst hätte, was aus ihr werden würde. Das war nicht fair. Es war schwer, Gladys gegenüber fair zu sein. Im Grunde galt das für alle Frauen in diesem Kreis. Was Gladys tatsächlich gesagt hatte, äußerst beiläufig beim Kartengeben, war: »Man muss sich doch fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn gewisse Leute nie geboren worden wären.« Zugegeben, sie hatten davor über die Jugendbanden gesprochen, die eine benachbarte Wohnsiedlung terrorisierten. Sie hatte Gladys sehr genau beobachtet, um zu sehen, ob sie ihr vielleicht einen ihrer Blicke zuwarf, einen Hinweis darauf, dass mit dieser Frage auch Elsie gemeint sein könnte. Aber sie tat es nicht. Die anderen schauten sich inzwischen die ausgeteilten Karten an. Sicher ist ihnen auch durch den Kopf gegangen, diese Frage auf Elsie zu beziehen. Dann war es Mavis, die sie kurz musterte, aber sie war ihre Partnerin und wollte vermutlich nur herausbekommen, was

für ein Blatt sie hatte. Mavis hatte genickt, als Gladys das gesagt hatte. Mavis und Arthur hatten keine Kinder gehabt, wahrscheinlich, weil sie sich so aufopfernd um diese Geranien kümmern mussten.

In einer halben Stunde würde Elsie hier sein. Sie war immer pünktlich. Im Krankenhaus musste man pünktlich sein, hatte sie erklärt, um herauszufinden, welche Aufgaben man am jeweiligen Tag hatte, und um sich Lappen und Besen und Putzmaterial zu besorgen. Dorothy holte das Porzellan heraus, das sie von ihrem Vater geerbt hatte. Henry hatte auch das mit einer Wertangabe versehen – bestes Spode. Eigentlich ging es darum, dass Gladys ihr diesen Gedanken nicht erst in den Kopf gesetzt, sondern sie nur daran erinnert hatte, dass er bereits da war, irgendwo im Unterholz lauerte. Vielleicht funktioniert das Hirn eines jeden Menschen so: Ein Teil wird vom alltäglichen Geschäft des Denkens und Lebens erhellt, und dann gibt es noch ein dunkles, schattiges Hinterland, wo alle möglichen Gemeinheiten nur darauf warten, endlich loszuschlagen. Sie hatte irgendwo von einem »Pool der Menschlichkeit, an dem jedermann teilhat« gelesen. Sie kannte das Gefühl aus ihrer Wohltätigkeitsarbeit. Aber es gab auch einen Pfuhl des Menschseins, der allen gemeinsam war.

Solange sie sich wegen dieser Frage schämte, würde es ihr schwerfallen, Elsie ein offenes und liebevolles Lächeln zu schenken. Also versuchte sie, sich zu beschäftigen, räumte auf, kochte Tee und hoffte auf einen Vorwand, um irgend-

wann den Fernseher einschalten zu können. Sie stellte sich vor, wie Elsie einen Bus bestieg, und die Blicke, die sie bekommen würde. Es war schrecklich, sie mit diesen grässlichen Schlägern in einen Topf zu werfen. Sie hatte keinem Menschen je etwas getan. Wenn jemand nicht an diesem Pfuhl teilhatte, dann Elsie. Sie war es gewöhnt, dass Leute sie anstarrten oder wegschauten. Einige würden, wenn sie so geboren worden wären, überkochen vor Wut und Verärgerung. Vielleicht tat auch Elsie das manchmal. Vielleicht war sie überwältigt von Hass. Sie wusste es nicht. Sie hatte es nie gewusst. Als Elsie heranwuchs, sagte sie manchmal, sie wolle jetzt in ihr Zimmer gehen und sich hinlegen. Das war, nachdem die Tränen aufgehört hatten und man nur daran merkte, ob irgendetwas, normalerweise in der Schule, sie besonders unglücklich gemacht hatte. Die Lehrer hatten sich größte Mühe gegeben, aber, wie einer ihr einmal erklärt hatte, es sei schwierig, ihre Einsamkeit zu durchdringen. Sie hatte die Schule verlassen, sobald sie durfte, mit nicht mehr als einem mageren Hauptschulabschluss, blieb dann zu Hause und bekam hin und wieder eine niedrigere Arbeit, bis sie sich schließlich eine eigene Wohnung besorgte.

Sie hatte vor, sich für Elsie etwas Bequemereres anzuziehen, um der Situation etwas Zwangloses zu geben. Sie fragte sich, ob Elsie je dachte, sie habe Glück, am Leben zu sein, weil ihre Mutter sie nicht schon vor ihrer Geburt beseitigt hatte. Es war eine schreckliche Geburt gewesen, als hätte Elsie damals schon gewusst, dass ihr Leben vielleicht nicht

lebenswert sein könnte. Manchmal glaubte Dorothy, einen Ausdruck der Dankbarkeit in diesem grimmigen, verzogenen Gesicht zu entdecken. Sie konnte keine Miene machen, die ihr nicht einen noch finsteren Ausdruck verlieh. Elsie – ihr dankbar. *Dankbar!* Wenigstens war sie nicht ihr einziges Kind. Wenigstens hatte sie noch Geoffrey. Sie ging ins Schlafzimmer, um sich etwas Legereres auszusuchen, überlegte es sich dann aber anders. »Es tut mir leid, Elsie«, sagte sie. »Ehrlich.« Aber was tat ihr leid? Dass sie nicht wusste, wie sie ihr ein liebevolles, mütterliches Lächeln schenken sollte? Sie musste dafür sorgen, dass sie sich zu Hause fühlte. Sie durfte nicht über ihr Bein jammern, dem es inzwischen eh schon viel besser ging.

II

Elsie schaute im Bus aus dem Fenster, um die Leute, die sich neben sie setzten, nicht abzustößen. Es war nicht so, dass niemand mit ihr reden wollte, über Gott und die Welt, nachdem sie sich erst einmal an sie gewöhnt hatten. Zumindest hin und wieder. Die Leute glaubten einfach nicht, dass sie es weitererzählen würde. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass sie mit irgendjemandem an einer Bushaltestelle oder einer Straßenecke stand und den neuesten Klatsch verbreitete. Es war, als wäre sie gar keine richtige Person. Sie wollte immer mehr über die Leute erfahren und versuchte, nicht zu starren. Sie wollte, dass die Leute sie besser kennenlernten. Ihre Mutter hatte ihr x-mal gesagt, dass das, was wichtig sei, darunterliege. Und genau das hatte sie sich auch selber oft gesagt.

Schon als Kind hatte sie gelernt, den Hass, der in ihr aufwallte und sie zu überwältigen drohte, zu zügeln. Aber manchmal packte er sie noch, als wäre er immer da und wartete nur darauf loszuschlagen. Manchmal passierte es, wenn sie hübsche junge Leute sah, die sich zur Schau stellten. Oder die Gesichter in Anzeigen für Kosmetika und Kleidung und Frisuren. Leute, die zu selbstgefällig waren.

Es hielt nie lange vor. Der Teufel hatte seine schmutzige Arbeit getan und hatte genug Befriedigung im Leben, ohne sich mit ihr abzugeben.

Sie mussten sich neben sie setzen, wenn der Bus voll war, und dann beugten sie sich über ihre Einkäufe oder die anderen Sachen auf ihrem Schoß, sobald sie ihr einen flüchtigen Blick zugeworfen hatten. Wenn sie zweimal hinschauten, dann vielleicht, weil sie unbedingt mit jemandem reden mussten. Auf einer längeren Fahrt war es schwieriger, nichts zu sagen, immerhin berührten sich ja die Arme.

Ein Mann saß neben ihr. Er roch nach etwas zugleich Sau-rem und Süßem, nach etwas, das überdeckt wurde. Sie konnte nicht aufhören, ihn immer wieder flüchtig anzuschauen und Vermutungen anzustellen.

»Was starren Sie denn so?«, fragte er verärgert.

Seine Stimme klang, als sollte er sich einmal räuspern. Vielleicht tat er es absichtlich nicht, damit sie rau und heiser klang. Sein Kopf war rasiert worden, und jetzt wuchsen die Haare fleckig nach, schwarz mit grauen Sprengseln. Seine Schuhe waren auf Hochglanz poliert, und seine Hose hatte eine scharfe Bügelfalte. Solche Sachen, wenn sie den Eindruck hatte, die Leute wollten etwas beweisen, fielen ihr auf. Es war der Grauton seiner Haut, die Fältchen an seinen Augen, denn ansonsten wirkte er nicht alt. Sie schaute ihn ein wenig länger an, denn ihre Neugier hatte die Oberhand gewonnen.

Dann sagte er: »Wenn Sie's unbedingt wissen wollen,

ich habe einen Kerl umgebracht. Habe fünfzehn Jahre gesessen. Seit vier Monaten draußen. Und jetzt können Sie verdammt noch mal aufhören, mich anzustarren.«

Elsie war ihm dankbar. Das hätte er keinem anderen je gesagt, nicht einfach so. Auch seine Augen waren grau, und er funkelte sie böse an, als wartete er nur darauf, dass sie schockiert oder ängstlich reagierte. Sie vermied es tunlichst, ihrem Gesicht einen Ausdruck zu geben. Ein Lächeln zum Beispiel. Bei ihr sah ein Lächeln aus wie Zähnefletschen, und zwar umso schlimmer, je freundlicher es gemeint war. Es lag an der Art, wie ihre Zähne vorstanden, die unteren. Und ihre Augen so tief in den Höhlen, dass man sie kaum sah. Stundenlang hatte sie vor dem Spiegel geübt, aber sie sah dabei immer nur aus, als würde sie sich hassen. Ein Fernsehprediger hatte einmal gesagt, die Leute sollten in den Spiegel schauen und sich sagen, dass Gott sie liebe. Sie hatte es ein paarmal versucht und sich dann gesagt, wenn Gott existierte, musste das stimmen, aber da er keine andere Wahl hatte, dürfte ihm das Lieben nicht schwerfallen. Sie hasste sich selber nicht, außer wenn der Teufel sie dazu brachte, auch andere Leute zu hassen. Sie konnte Sachen komisch finden, wenn sie wollte. Doch wenn sie lachte, sah es aus, als würde sie nach Luft schnappen. Sie beherrschte es hervorragend, ihre Gefühle nicht zu zeigen, denn wenn sie es tat, ließ ihr Gesicht sie am heftigsten im Stich. Also verzog sie keine Miene. Das war der Grund, warum Leute ihr vertrauten, einfach damit herausrückten und ihr sagten, sie hätten jemanden umgebracht.

Und so sagte sie: »Ach ja?« Als hätte er gesagt, er hätte

sich im vergangenen Winter eine Erkältung eingefangen, oder etwas ähnlich Alltägliches.

Aber er hatte das Interesse verloren und schaute zum anderen Fenster hinaus.

Sie fragte sich, ob sie vielleicht unverschämte gewirkt hatte, deshalb fragte sie nach zwei Haltestellen: »Warum haben Sie es getan?«

Ihr schien das eine höfliche Frage zu sein. Doch er antwortete nur: »Scheren Sie sich doch um Ihren eigenen Scheiß.«

Manchmal redeten die Leute mit ihr, als wäre sie zu dumm, um sich darum zu scheren, als gäbe es kaum etwas, das sie scheren könnte, so wie sie aussah. »Uneinnehmend« hatte ihre Mutter es einmal genannt. Das war nicht fair. »Nicht sehr einnehmend«, waren ihre genauen Worte gewesen. Sie hatte mitgehört, wie ihre Mutter es am Telefon sagte, das war alles. Sie hatte es ihr nicht ins Gesicht gesagt. Ihre Mutter konnte nichts dafür, dass sie sie immer anschaute, als würde sie sich wünschen, sie wäre anders, eher wie Geoffrey.

Aus einer Augenblickslaune heraus sagte sie: »Manchmal habe ich Lust, meine Mutter umzubringen. Oder auch meinen Vater.«

Sie war unterwegs zu ihrer Mutter, deshalb war ihr das eingefallen. Es stimmte nicht. Es war nur freundlich gemeint, um die Unterhaltung am Laufen zu halten, um sich zu ihm ins selbe Boot zu setzen. Gern hätte sie jetzt witzelnd gegrint, um das zu unterstreichen.

Doch er murmelte nur: »Blöde, hässliche Kuh!«

So viel zu Aufmerksamkeit. Sie versuchte es wirklich, wenn sich die Gelegenheit ergab. Sie wollte sich wirklich gutstellen mit den Leuten, sie nicht immer nur vor den Kopf stoßen. Eine andere Möglichkeit gab es eigentlich nicht.

Sie stiegen an derselben Haltestelle aus. Einmal drehte sie sich um, weil sie meinte, er würde ihr folgen, und ihr durch den Kopf schoss, dass sie vielleicht sein nächstes Opfer sein könnte, obwohl sie wahrscheinlich der letzte Mensch auf der ganzen Welt war, den irgendjemand würde umbringen wollen. Außerdem war er nirgendwo zu sehen.

Sie hastete nicht die Straße entlang, sondern ging gemächlich durch die Schatten, die die sommerlichen Bäume warfen. Sie wusste nicht einmal, ob ihre Mutter sie mochte und sich auf ihre Besuche freute. Sie konnte sich keinen Grund dafür vorstellen. Vielleicht dachte sie einfach, Kinder verhielten sich eben so ... Es gab einige hübsche Vorgärten, die meisten mit Rosen, die ihre besten Tage schon hinter sich hatten und geschnitten werden mussten. Sie sahen irgendwie erstickt aus, als würden sie in der Sommersonne Staub ansetzen.

Einmal hatte sie ein Foto von der Hochzeit ihrer Eltern gesehen. Ihre Mutter war nicht gerade die Fotogenste, auch wenn sie sich extra herausputzte. Manchmal saß sie zurückgelehnt in ihrem Sessel, das Bein auf einem Lederhocker, um es herzuzeigen und darüber zu jammern. Und

manchmal legte sie den Kopf zurück und zeigte ihren Hals. Es stimmte doch. Einmal hatte sie sich bei der Überlegung ertappt, ob es wohl einfach wäre, sie zu erdrosseln, oder ob sie dazu schlicht zu viele Fettfalten hatte. Als sie in die Straße ihrer Mutter einbog, an der weniger Bäume Schatten warfen, schoss ihr der Gedanke durch den Kopf, ob der Mann im Bus es für zehntausend Pfund tun würde. Beim letzten Mal hatte ihre Mutter über ihr Bein gejammert und sie nie angeschaut, oder nur ein einziges Mal, so, als würde sie es sofort wieder bedauern. Ihr Vater hatte sie aus dem Hochzeitsfoto heraus angesehen, als wäre er von ihnen beiden enttäuscht. Sie war nicht lange geblieben, nicht nachdem ihre Mutter mit ihrem Bein angefangen hatte. »Warum solltest du es denn eilig haben?«, hatte sie gefragt. Es gab einfach solche Gedanken, die sie überfielen, wenn sie nicht auf der Hut war vor ihnen. Meistens wünschte sie sich einfach, sie wäre anders, damit ihre Mutter sich nicht so große Mühe geben müsste, sie zu lieben.

Sie konnte ja über ihre neue Arbeit reden. Sie hatte schon eine ganze Reihe Jobs gehabt, alle im Reinigungsbereich. Sie war alles andere als blöd, aber das sollten die Leute nicht unbedingt mitbekommen. Einmal hatte sie sich um eine Stelle in einem großen Kaufhaus beworben. Zwei saßen ihr gegenüber, ein Mann und eine Frau, beide von einer ehrlichen Freundlichkeit, beide elegant dunkel gekleidet. Ins Formular hatte sie geschrieben, ihre Vorliebe sei die Kosmetikabteilung. Sie hatte sich nur zum Spaß beworben, um den Ausdruck auf ihren Gesichtern zu

sehen. Sie waren sehr höflich und ließen sich während des ganzen Gesprächs nichts anmerken. Sie fragten sie nach ihrer Berufserfahrung im Einzelhandel. Die gleich null war. Ebenso ihr Wissen über Make-up. Sie selber benutzte keins. Verbessern kann man schließlich nur, was verbessert werden kann. An diesem Tag hatte sie sich die Mühe gemacht. Sie gab ihnen Bestnoten, weil sie nicht gleich in schallendes Gelächter ausbrachen. Am Ende sagten sie, es gebe viele Bewerberinnen, und ihre mangelnde Berufserfahrung komme ihr nicht gerade zustatten. Sie sagte, sie wolle mit gutem Beispiel vorangehen und zeigen, dass man nicht zu sehr auf Make-up vertrauen sollte und dass es gewisse Probleme gebe bezüglich des Aussehens, die Make-up nicht lösen könne. »Die Leute müssen ihre Erwartungen in der richtigen Perspektive sehen«, war die Formulierung, die sie benutzte, denn so hatte sie es im Wartezimmer ihres Arztes in einer *Vogue* gelesen. Darauf nickten die beiden mehrmals weise, wahrscheinlich öfter, als sie es ursprünglich vorgehabt hatten. Sie wussten nicht so recht, ob sie sie nur auf den Arm nahm. Sie sagten, sie würden ihr ihre Entscheidung in einem Brief mitteilen. Es war ein ziemlich freundlicher Brief, sie drückten ihr Bedauern etc. aus und wünschten ihr viel Glück für ihre berufliche Zukunft. Sie beantwortete den Brief, um sich für das freundliche Gespräch zu bedanken. Es wäre ihr nur lieber gewesen, ihr Brief hätte ein wenig mehr Selbstsicherheit verströmt. Ihre alte Schreibmaschine hatte, wie alles andere, ihre Beschränkungen.

Sie war noch nicht bereit, ihre Mutter zu sehen, und es war ein wunderbarer Tag, um im Schatten der Bäume durch die Straßen zu schlendern. Putzjobs waren nicht uninteressant. Sie hätte ihrer Mutter gern erklärt, was sie daran interessierte, auch wenn sie wahrscheinlich dachte, Putzen sei das Beste, was sie sich erhoffen könne.

Einmal war sie Zeugin einer Testamentsabfassung geworden. Oder zweimal, um genau zu sein. Es geschah in der Allgemeinabteilung eines Krankenhauses. Sein Name war Edgar Wakefield, und sie plauderten ziemlich häufig miteinander. Bis auf seine Tochter, die einmal eines späten Nachmittags kam, hatte er nur eine einzige Besucherin, eine Frau, die ein richtiges Theater um ihn veranstaltete, immer sein Kissen aufschüttelte und seine Decke glattstrich und ihm Zeitschriften brachte. Sie beugte sich über sein Bett und redete leise mit ihm. Soweit sie das mitbekam, ging es um sein Haus, das für ihn in Ordnung gehalten wurde, und um seinen Garten. Genauer gesagt, das erzählte er ihr. »Eine dieser altmodischen Nachbarinnen«, nannte er sie. Einmal zeigte sie ihm etwas Erde unter den Fingernägeln, weil sie ihn wissen lassen wollte, dass sie das Unkraut jäte und es in diesem Jahr sehr viel Löwenzahn gebe. Elsie konnte den beiden nicht zu nahe rücken, aber sie versuchte immer, mit Lappen und Eimer im Zimmer zu sein, wenn die Frau kam, so regelmäßig wie das sprichwörtliche Uhrwerk. Edgar erzählte ihr, wie besonders freundlich und »aufmerksam« sie nach dem Tod seiner Frau gewesen sei. Ihr Ehemann ebenfalls, was

ihnen »einiges an Gemeinsamkeit« verlieh. Er hatte ein Foto seiner Frau in einem Silberrahmen, das er auf seinem Nachtkästchen stehen hatte und sich oft auch mit dem Gesicht nach unten auf die Brust drückte. Wenn die Frau kam, versteckte er es. Sie strahlte etwas Gemütliches und Freundliches aus, was allerdings konterkariert wurde von der Forschheit, mit der sie ihn betütelte, und ihrem stets gleichen Lächeln.

Eines Tages kam die Frau mit einem Mann in einem eleganten Anzug, der sofort den Vorhang um Edgars Bett zuzog und ihn zehn Minuten später sehr vehement wieder aufriß. »Hätten Sie wohl die Güte, eine Unterschrift zu bezeugen?«, fragte er mit der überheblichen Stimme, die Leute benutzen, wenn sie zeigen wollen, was für perfekte Manieren sie haben. Edgar unterschrieb das Dokument, dann unterschrieb sie es. Der Mann schaute sich noch nach jemand anders um, und da die Dame mit dem Teewagen gerade vorbeiging, unterschrieb auch sie. Nun plötzlich änderte sich das Lächeln der Frau, und noch nie in ihrem Leben hatte Elsie einen Menschen gesehen, der so selbstgefällig aussah.

Tags darauf erzählte ihr Edgar, er habe sein Testament geändert. Es würde weiterhin ein bisschen was für seine Tochter übrig bleiben. Sie lebte sowieso weit weg, in Schottland, denn ihr Mann arbeitete in der Off-Shore-Ölindustrie. Sie hatte ihren Vater nur ein einziges Mal besucht und dabei sie angestarrt, bis sie sich schließlich mit ihrem Lappen und ihrem Eimer verdrückt hatte. »Wir

sind uns nie sehr nahegestanden, und das meine ich völlig ernst«, erzählte Edgar ihr danach. »Sie kommt nicht weg von ihrer Familie, ganz da oben in Aberdeen. Vier Enkel. Zwei davon habe ich nie gesehen. Auf den Fotos sehen sie aus wie gute Kinder.«

Eine Woche danach wirkte er sorgenschwer und nicht so gesprächig. Er erzählte ihr, er hätte sich mit seiner Tochter zerstritten wegen ihres Verhaltens, bevor sie zur Ruhe kam und eine Familie gründete. Er sagte, jetzt sehe er ein, dass er unrecht gehabt habe. Wer rege sich denn jetzt noch auf über gefärbte Haare und Gesichtspiercing und zu kurze Röcke und ein paar Gläschen zu viel an einem Samstagabend oder sogar einen Autoklau für eine kurze Spritztour? Sie sei jetzt ein »geläuterter Charakter mit Kindern und allem«. Für Elsie war es eine der größten Freuden im Leben, dass die Leute manchmal wirklich gern mit ihr redeten, fast so freizügig wie in einem Selbstgespräch. Dann fragte er sie nach ihrer Meinung. Ob er das Richtige getan habe? Er wusste bereits, dass dem nicht so war, sonst hätte er nicht gefragt. Die Frau hatte aufgehört, jeden Nachmittag zu kommen. Elsie wusste, dass sie mehr spekulierte, als ihr guttat, dass sie Vermutungen über andere Leute anstellte, sich andere Welten erträumte. Aber die Weintrauben wurden kleiner, und die Zeitschriften sahen aus, als wären sie schon durch mehrere Hände gegangen. Vielleicht hatte sie sie aus dem Wartezimmer *ihres* Arztes geklaut. Schließlich kam es so weit, dass sie ein neues Testament für ihn tippte, in dem er seiner Tochter alles vererbte und Mrs. Betty

Stiles für ihre Mühen zweitausend Pfund hinterließ. Sie bezeugte auch dieses Testament zusammen mit einer der Krankenschwestern und brachte es dann zu seiner Bank, zusammen mit einem Brief, in dem stand, es solle erst nach seinem Tod geöffnet werden. Er hielt sich den Zeigefinger an die Lippen und schenkte ihr ein großes Lächeln, als er ihr den Umschlag gab.

Es war sehr schön, als vertrauenswürdig betrachtet zu werden, denn es gab einem das Gefühl, das sei das Einzige, was Bedeutung hatte. Wenn sie nicht hässlich gewesen wäre und irgendwie neutral ausgesehen und vom Leben nichts erwartet hätte, wäre Edgars Testament womöglich nie geändert worden. Bevor sie abends einschlief, stellte sie sich manchmal diese Enkel in späteren Jahren vor, wie sie auf die Universität gingen und anfangen, Häuser zu kaufen, und in hübschen Autos herumfahren und überhaupt nicht wussten, wem sie das alles zu verdanken hatten. Falls sie sie aufspüren und ihnen ins Gesicht sagen würde, was es mit dem Testament ihres Großvaters auf sich hatte, wären sie ihm gegenüber weniger dankbar und ihr gegenüber wegen ihres Aussehens überhaupt nicht, und vielleicht würden sie ihr Studium und andere Sachen gar nicht so genießen. Ihr gefiel einfach der Gedanke, dass sie wegen ihr zufriedener mit ihrem Leben waren, auch wenn sie einander überhaupt nicht kannten. Dabei konnte sie auch die Mutter dieser Kinder vergessen, die sich dem Krankenbett ihres Vaters erst näherte, als sie sich verdrückt hatte. Oft erinnerte sie sich an das Lächeln auf Edgars Gesicht, als er ihr den Um-



Charles Chadwick

Eine zufällige Begegnung

Roman

Taschenbuch, Broschur, 208 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74142-7

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2010

Zwei Außenseiter begegnen sich - die anrührende Geschichte einer ungewöhnlichen Freundschaft

Was hat Schönheit mit Liebe zu tun? Für Elsie viel, denn sie ist so hässlich, dass die Leute erschrecken, wenn sie sie sehen. Auch Stan ist ein Außenseiter der Gesellschaft: Er saß wegen Mordes fünfzehn Jahre im Gefängnis. Wie die beiden sich zufällig begegnen und wie daraus eine ungewöhnliche Freundschaft erwächst, das erzählt der literarische Solitär Charles Chadwick so unsentimental, so zart und zugleich hart, wie es nur ein großer Menschenkenner vermag.

 [Der Titel im Katalog](#)